

PIERRE
KRETZ



**VERLORENE
LEBEN
ROMAN**

klöpfer, narr

Verlorene Leben

Pierre Kretz, 1950 in Séléstat im Elsaß geboren, studierte Jura in Straßburg und Saarbrücken. Er gab den Anwaltsberuf mit seinem 50. Geburtstag auf, weil er nicht nur nebenbei, sondern „richtig“ schreiben wollte. Inzwischen liegen von ihm mehrere Theaterstücke und kulturpolitische Essays vor. 2010 erschien bei Klöpfer & Meyer seine begeistert aufgenommene Kindheitserinnerung „Ich, der kleine Katholik“, dem 2012 sein Roman „Der Seelenhüter“ folgte. Große Anerkennung und Resonanz erhielt er zuletzt für sein elsässisches Mundartstück „Ich ben a beesi Frau“, das sowohl der SWR als auch der SFR zum Hörspiel machten. Im Frühjahr 2019 erhielt er für sein literarisches Schaffen, in Erinnerung an Johann Peter Hebel, den renommierten „Hebeldank“.



Pierre Kretz

Verlorene Leben

Ins Deutsche übersetzt von Claire Bray und
Irène Kuhn

k, n

*Unsere menschliche Spezies braucht Geschichten,
um die Zeit zu begleiten, und auch um etwas
Zeit für sich aufzubewahren.*

Erri de Luca

*... feststellen, dass man endlich wie ein Erwachsener zu
leben begonnen hat, jenes Leben zu leben, das einzige,
das jedem von uns zur Verfügung steht ...*

*Marcel Proust
Sodom und Gomorrha*

Alois Stumpf

Kleinsdorf, Winteranfang 1922

Jetzt sind es bald vierzig Jahre, dass ich Briefträger in Kleinsdorf bin. Ich müsste wohl eher sagen, dass ich *der* Briefträger von Kleinsdorf bin. Ich bin es sogar während des Krieges geblieben, weil ich schon zu alt war, um an die Front geschickt zu werden.

Ich bin froh, dass der Krieg vorbei ist. Denn es ist furchtbar, Briefträger zu sein, wenn zwanzig Männer aus dem Dorf in den Schützengräben kämpfen, irgendwo, weit weg von hier. Ich weiß, dass viele Frauen absichtlich auf dem Hof blieben, um mein Kommen abzapfen. Sie warteten auf Briefe ihrer Männer oder ihrer Söhne, die nur sehr selten kamen, und manchmal kamen sie gar nicht mehr.

Ich erinnere mich, wie ich manche Briefe mit ungutem Gefühl ausgehändigt und im Weggehen dann hinter mir ein schreckliches Aufheulen gehört habe ...

Jetzt, wo der Krieg vorbei ist, bin ich als Briefträger in einen ganz anderen, weniger tragischen Krieg involviert, von dem man in Kleinsdorf allerdings noch eine ganze Weile sprechen wird. Ein Krieg, der seit Generationen zwischen zwei Familien tobt: der Familie Müller, die man hier die *richa Meller*, die reichen Müller nennt, und ihren Nachbarn, den Schmitts.

Im Stall der Müllers stehen vier Pferde und ungefähr dreißig Kühe, dazu noch ihre Kälber. Schon allein ihr riesiger, zwei Meter hoher, akkurat aufgebauter Misthaufen beweist, dass die Bezeichnung *richa Meller* angebracht ist. Arsène Schmitt hingegen gehört zur Kategorie der *Küebüre*, der Kuhbauern, die weder Pferd noch Ochsen besitzen. Für die Feldarbeit setzt er abwechselnd eine seiner drei Kühe ein. Sein kleiner unförmiger Misthaufen ist meistens von Unkraut überwuchert.

Die Müllers und die Schmitts prozessieren unentwegt gegeneinander. Ich konnte den Stand der Verfahren irgendwie mitverfolgen anhand der Briefe, die sie von den Gerichten und den Anwälten bekamen. Letzten März habe ich Schmitt einen Brief von Müllers Anwalt ausgehändigt. Er war ziemlich nervös, als er den Umschlag aufgerissen hat. Als ich seinen Hof verließ, war er schon am Lesen. Dann bin ich nach nebenan gegangen; da standen der reiche Müller, seine Tochter Jeanne und zwei ihrer Bediensteten, und alle reckten ihre Nasen nach oben. Sie verfolgten ein eigenartiges Schauspiel: Arsène Schmitt, der eine Leiter an seinen riesigen Kirschbaum gestellt hatte, war gerade dabei, ganz konzentriert emporzusteigen. Es war sonderbar, einen Menschen ganz hinauf in einen Kirschbaum klettern zu sehen, der noch kein einziges Blatt trägt, denn es war ja März.

In der Baumkrone angekommen, hat sich Arsène Schmitt dem Müller-Hof zugewandt, hat seine Hände zum Trichter geformt und laut und deutlich gebrüllt: „*Richa Meller ... Lumbapàck ... Lumbavolik ... Verschis-*

sen'iii ... Verschissen'iii ...“, wobei er jede einzelne Silbe betonte.

„Verdammtes Lumpenpack, Drecksvolk beschissenes!“ Das waren ordinäre, sehr ordinäre Beschimpfungen. Die „iiis“ kamen auf so schrille und ungewöhnliche Weise aus seinem Mund, dass sie an die Schreie eines afrikanischen Vogels erinnerten. Viermal hat er seine Litanei wiederholt, glaube ich, und nach jedem Mal hat er eine gewichtige Pause gemacht. Die „iiis“ flogen durch die Luft, von einem Bauernhof zum andern, wie unsichtbare Raketen, die in den riesigen Misthaufen des Nachbarn stachen, der die Szene stillschweigend beobachtete.

Das war schon immer die große Stärke vom *richa Meller* gewesen, diese Fähigkeit, einen kühlen Kopf zu bewahren. Hauptsächlich darin bestand seine Überlegenheit Schmitt und vielen anderen Kleinbauern gegenüber. Müller beherrschte seine Gefühle mit der gleichen Strenge wie seine vielen Hektar Felder.

Dann ist Schmitt langsam vom Baum gestiegen, ist durch den Obstgarten geschritten, die große Leiter auf einer Schulter balancierend, und hat sie wieder an ihren Platz gestellt. Danach ist er aufs Feld gegangen. Unterwegs habe ich ihn getroffen. Er schob seinen Karren mit ein paar Gerätschaften vor sich her und hat mich begrüßt, als sei nichts geschehen. Jetzt konnte er sich wieder anderen Aufgaben widmen, wo er doch seine Pflicht erfüllt hatte, oben auf dem Kirschbaum, als Antwort auf das Schreiben dieses Anwalts.

Natürlich hat Müller einen neuen Prozess gegen Schmitt angestrengt, diesmal wegen Beleidigung, und

ich musste als Zeuge aussagen. Müller war korrekt zu mir, das muss ich schon sagen. Er hat mich in seinem nagelneuen Citroën „Traction Avant“ mitgenommen. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich in ein Auto gestiegen bin. Dann hat er mich vor der Gerichtsverhandlung, die am Nachmittag stattfand, zu einem guten Essen eingeladen. Ich habe dem Richter einfach gesagt, was ich gesehen und gehört hatte. Ich war sicher, *Lumbapäck* gehört zu haben, aber bei *Lumbavolik* war ich mir nicht mehr sicher. Schmitt hat mich einfach unterbrochen:

„Ich habe beides gesagt, Herr Richter. Aber das Wichtigste ist *Lumbavolik*, weil ...“

„Schon gut, schon gut“, hat der Richter geantwortet, „Sie geben es zu, das wird ins Protokoll aufgenommen.“

Schmitt wollte wieder das Wort ergreifen, doch sein Anwalt hat die ganze Zeit versucht, ihn zu beruhigen, was nicht ganz einfach war. Dann hat der Anwalt den Zorn seines Mandanten verteidigt und hat etwas gesagt, was mich ziemlich geärgert hat; er hat gesagt, ich sei auf Müllers Seite, obwohl ich einfach nur gesagt habe, was ich gesehen und gehört hatte.

Am Ende hat Schmitt dann doch wieder das Wort ergriffen. Er hat gesagt, dass die Zeugen die Wahrheit gesagt hätten und dass er es nicht bereue, in den Kirschbaum gestiegen zu sein, nachdem er an besagtem Tag diesen Brief erhalten hatte. Einen Brief vom Anwalt seines Nachbarn, der nur Lügen beinhalte. Er bereue auch nicht, die Ausdrücke benutzt zu haben, die man ihm vorwerfe. Vor allem auf *Lumbavolik* bestehe er, denn in diesem Wort stecke der Gedanke von Sippe, von

Gruppe, und dass er sich, wenn er sich an seine Nachbarn wende, an den ganzen Klan richte, „selbst an die auf dem Friedhof!“, hat er hinzugefügt und Müller dabei in die Augen geschaut.

Der Richter hat ihn reden lassen und mit einem wohlwollenden Lächeln angesehen. Man hatte das Gefühl, dass er ihn sympathisch fand. Oder aber er hatte verstanden, dass es in dieser Geschichte einen Schwachen und einen Starken gab, ich weiß es auch nicht. Auf jeden Fall finde ich, dass Schmitt ganz gut davongekommen ist. Er wurde zu einem minimalen Bußgeld verurteilt und auch noch auf Bewährung.

Müller war nicht zufrieden, als er aus dem Gericht kam. Das konnte man seinem Gesicht ablesen. Auf dem Heimweg ist er sehr schnell gefahren. Er war sauer auf seinen Anwalt, der so gut wie nichts gesagt hatte. „Wenn ich dran denke, was der schon alles an mir verdient hat! Das geht auf keine Kuhhaut!“

Schmitt war mit dem Fahrrad gekommen, mit seinem Sohn Ernest auf dem Gepäckträger. Auf dem Heimweg haben wir sie mit dem Citroën überholt.

Schmitts Sohn war zwölf Jahre alt. Beim Prozess war er unter den Zuhörern gesessen. Ich habe gesehen, dass er alles mit größter Aufmerksamkeit beobachtete. An seinem Gesicht war zu erkennen, dass er alles verstand, was gesagt wurde, und dass er sogar das erahnte, was nicht gesagt wurde.

Am Abend habe ich zu meiner Frau Elise gesagt, dass dieser Junge sehr intelligent ist. Das sieht man an seinem Gesichtsausdruck.

Meine Frau war meiner Meinung. Sie hat sogar ge-

sagt: „Alois, wenn man sein ganzes Leben lang Briefträger war und man sich ein bisschen für Menschen interessiert, dann hat man irgendwann eine gute Menschenkenntnis.“ Und ganz ehrlich – nicht weil diese Worte von meiner Frau stammen – aber ich glaube, dass sie damit nicht Unrecht hat.

Jeanne Müller

**Cannes, Sommer 1975, auf unserem Balkon
mit Meeresblick**

Es fühlt sich komisch an, an meine Kindheit in Kleinsdorf vor mehr als fünfzig Jahren zurückzudenken. Es fällt mir schwer, mich davon zu überzeugen, dass ich, das *Meller Jeannala*, die Tochter des *richa Meller*, in solch einer Welt leben konnte, wobei ich mich manchmal frage, ob sie auch wirklich existiert hat.

Als kleines Mädchen habe ich die grausame Feindschaft miterlebt, die zwischen meinem Vater und unserem Nachbarn Arsène Schmitt herrschte. Ich kannte den Grund nicht, aber ich hatte schon sehr früh verstanden, dass sie zu unserem Leben dazugehörte.

Eines Tages hatte ich eine Szene erlebt, die mich zutiefst geprägt hat. Wir standen im Hof unseres Anwesens, mein Vater und noch einige andere Personen. Ich erinnere mich, dass auch Alois Stumpf, der Dorf-Briefträger dabei war. Plötzlich ist unser Nachbar auf einen Baum geklettert und hat unsere Familie lauthals beschimpft. Er hat wie ein Wahnsinniger gebrüllt, und sein Geschrei hat mich zutiefst erschüttert. Wir hatten gerade meine Großmutter beerdigt, die ich sehr geliebt habe, und unser Nachbar hat seinen Ausbruch damit beendet, dass die Beschimpfungen auch für diejenigen

gelten, die nicht mehr von dieser Welt sind. Und als er das sagte, zeigte er in Richtung Friedhof ...

An diesem Abend hatte mir mein Vater ganz feierlich die endlose Geschichte des Hasses zwischen Nachbarn weitergegeben.

„Jeanne“, hat er zu mir gesagt, „heute hast du gesehen und gehört, wie die Schmitts sind. Du musst wissen, dass sie sich niemals ändern werden!“

„Aber vielleicht ist Ernest anders als sein Vater und sein Großvater?“, habe ich geantwortet. Denn Ernest, das einzige Kind der Schmitts, übte auf mich seit frühester Kindheit eine große Anziehungskraft aus. Ich fand ihn anders als die anderen Jungen aus dem Dorf. Und außerdem war er ein schöner Junge. Er hatte dichtes schwarzes Haar. Ich fand es toll, wenn er in der Kirche als Messdiener auftrat, denn dann konnte ich ihn während des Gottesdienstes die ganze Zeit anschauen. Da hat sich mein Vater aufgeregt.

„Ich hab dir doch gesagt, die ändern sich nie! Jetzt gibt er sich noch als lieber Junge, aber eines Tages wird er genau so sein wie alle anderen. Die haben das im Blut, die Schmitts. Und sprich ihn vor allem niemals an! Wenn du ihm mal irgendwo im Dorf begegnest, dann machst du es wie ich mit allen Schmitts, du wechselst die Straßenseite, und niemals wird dein Blick seinem begegnen, verstanden?“

Später habe ich verstanden, dass die *Diefmätta*, eine sehr feuchte Talmulde, eine entscheidende Rolle in der Beziehung zwischen unseren beiden Familien gespielt hatten. Die Wiesen dieser Talmulde waren früher heiß begehrt, denn man konnte sie mindestens dreimal im

Jahr mähen, was sie zu einer wahren Futter-Vorratskammer für heiße Sommer machte. Die meisten Parzellen des kleinen Tals gelangten irgendwann in den Besitz meiner Familie, die seit Generationen bei der erstbesten Gelegenheit auch noch das kleinste Stückchen Acker zu Höchstpreisen kaufte. Man beobachtete aufmerksam den Ausgang von Nachlass-Geschichten und informierte sich über die finanziellen Schwierigkeiten des einen oder anderen Kleinbauern. Manchmal ließ mein Vater oder mein Großvater einem kleinen Kuhbauern Geld, und wenn der seine Schulden nicht zurückzahlen konnte, sagten sie zu ihm: „Ist nicht schlimm, wir gehen einfach zum Notar und du überlässt uns deine Parzelle in den *Diefmätta*.“

Die Einzigen, die diesem Land-Imperialismus meines Klans widerstanden haben, waren ausgerechnet unsere Nachbarn, die Schmitts, die verteilt über die Talmulde ein paar kleine Wiesen besaßen; die wollten sie uns um nichts auf der Welt überlassen. Das Ganze war zu einem völlig unübersichtlichen Flickenteppich geworden, den selbst ein erfahrener Landvermesser Mühe gehabt hätte zu zeichnen: Zwischen winzig kleinen Landparzellen ragten rote Pflöcke empor, die Wegerechte sichtbar machen sollten, und hier und da hatte unser Nachbar Zäune aufgestellt, deren einzige Funktion es war, den Müllers zu verstehen zu geben, dass ihr Wunsch nach unendlicher Erweiterung Grenzen hatte.

Ich erinnere mich an manche Sommer, in denen wir in den *Diefmätta* zur gleichen Zeit wie unsere Nachbarn Heu wenden gingen. Mit unserem Hauspersonal bildeten wir eine beeindruckende Reihe von einem halben

Dutzend Heuwendern, die sich in einer Reihe vorwärtsbewegte. Man hörte nur das leise Geräusch unserer Holzrechen, die den Boden streiften. Wenn Arsène Schmitt kam, meistens in Begleitung von Ernest, um auch auf seinen Parzellen Heu zu wenden, spürte man in unseren Reihen eine Art kollektives Spottgelächter. Aber wir blieben still. Schmitt suchte sich immer die Wiese direkt neben uns aus, um sein Heu zu wenden, drehte uns aber demonstrativ den Rücken zu.

Anfang der dreißiger Jahre hatte mein Vater den ersten Heuwender gekauft. Von da an genügte es, dass ein Landarbeiter das Pferd führte, das diese revolutionäre Maschine zog: Es ging zehnmal schneller, als wenn man das Heu von Hand wendete. Damals hat Arsène Schmitt sicher verstanden – mein Vater sagte von ihm, er sei zwar verrückt, aber durchaus intelligent – dass es für Kuhbauern wie ihn keine Zukunft mehr gab. Die Zukunft gehörte den modernen Maschinen, die sich nur ein wohlhabender Bauer wie mein Vater leisten konnte und die ausschließlich auf großen Flächen rentabel waren.

Mein Bruder André sollte den Hof übernehmen. Für ihn gab es eine Zukunft in dieser modernen Landwirtschaft, deren Beginn sich abzeichnete, und in der Kleinbauern keinen Platz mehr hatten. Ernest Schmitt, obwohl Einzelkind, würde mit den paar Hektar, die er von seinen Eltern erben würde, nichts anfangen können. Im Grunde hatte die Natur doch alles recht gut eingerichtet, denn mein Bruder André war nicht sonderlich begabt und würde nicht studieren – dessen waren wir uns in meiner Familie bewusst. Dass er die Abschlussprü-

fung der Volksschule nicht schaffte, war eine Schande für uns alle, aber es hatte niemanden erstaunt. Er war ungefähr so alt wie Ernest und damals war allen klar, dass Ernest die Intelligenz seines Vaters besaß, nicht aber seinen Wahnsinn, und dass er das Zeug dazu hatte, sich außerhalb von Kleinsdorf eine Zukunft aufzubauen.

Auch ich hatte das verstanden. Auch ich träumte von einem Leben außerhalb des Dorfes, weit weg von all diesen Geschichten, die mich zusehends erdrückten. Und das strikte Verbot, auch nur den geringsten Kontakt zu ihm zu halten, hatte Ernest letztendlich für mich nur noch anziehender gemacht. So habe ich mich sehr früh in ihn verliebt, ohne natürlich so kühn zu sein, meine Liebe zu erklären, ja, ohne sie mir selbst völlig einzugestehen.

Während meiner letzten Reise ins Elsass bin ich in Kleinsdorf spazieren gegangen. Ohne meinen Mann. Er begleitet mich nie auf meinen seltenen Reisen in die Heimat. Ich bin in Richtung *Diefmatta* gegangen, die ich kaum wiedererkannt habe. Das feuchte Tal war entwässert, trockengelegt worden, und ein riesiges Maisfeld hatte das Wiesen-Mosaik ersetzt. Ich hatte Mühe, mir diesen Ort so vorzustellen, wie er früher gewesen war. Doch die Erinnerung an das Geräusch der Holzrechen, an das höhnische Gelächter in den Reihen meiner Familie bei der Ankunft Arsène Schmitts und seines Sohnes, die ist mir sofort wieder gekommen.

Und dann ist mir auch diese merkwürdige Sache wieder in den Sinn gekommen: Ernests Vater und meiner sind ganz kurz nacheinander gestorben, im Abstand

von ein paar Tagen, vor gerade einmal zwanzig Jahren. Es war, als hätte der Tod des einen dem anderen jeglichen Daseinszweck genommen.

Mein Bruder André hat nicht geheiratet. Mein Vater hat ihn 1938, in der Woche vor Weihnachten, erhängt in unserer Scheune gefunden.

Auf dem Rückweg ins Dorf bin ich an unserem ehemaligen Hof vorbeigekommen, der in ein Reiterzentrum für die Bourgeoisie aus Mulhouse verwandelt worden ist, und an dem Hof der Schmitts, der zum Zweitwohnsitz eines Baslers geworden ist.

Dann bin ich zum Friedhof gegangen. Ein Großteil der hier Ruhenden waren Bekannte von früher. Unser alter Pfarrer Seelig hatte sich einen Logenplatz am Eingang des Friedhofs reserviert. Wahrscheinlich hat er ihn verdient, auch wenn er André eine religiöse Bestattung verweigert hat. Damals war das so. Selbstmörder erhielten keine religiöse Beisetzung. Der Tag der Beerdigung meines Bruders André, der 27. Dezember 1938, wird für immer der traurigste Tag meines Lebens bleiben.

Was Ernest angeht, so bemühe ich mich, möglichst wenig an ihn zu denken. Diese Melancholie, die mich jedes Mal erfasst, wenn die Erinnerung an ihn mein Gedächtnis streift, macht mich letzten Endes immer nur unglücklich. Dabei ist es so dumm, von einer Jugendliebe, die noch nicht einmal erwidert wurde, derart erschüttert zu sein. Und außerdem darf ich auf gar keinen Fall mit meinem Mann über Ernest sprechen. Allein schon die Erwähnung seines Namens kann ihn in blinde Wut versetzen. Wir sind seit fast vierzig Jahren verhei-

ratet. Ich kenne ihn. Wenn er sich ärgert, kann es passieren, dass er dann tagelang kein einziges Wort mehr mit mir redet. Und gerade wenn es um Ernest geht, kann er in eben diesen Zustand geraten.

Also spreche ich nie mehr und mit niemandem über Ernest. Ich bewahre die Erinnerung an ihn irgendwo tief in meinem Innern auf. Wie damals, als ich noch ein ganz kleines Mädchen war.

Ich würde aber so gerne wissen, was aus ihm geworden ist. In allem, was ihn betraf, hatte schon immer etwas Geheimnisvolles gelegen. Und die Jahre, die verstreichen, lassen dieses Geheimnis nur noch undurchdringlicher werden.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2019 · Klöpfer, Narr GmbH
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzu-
lässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Lektorat: Petra Wägenbaur, Tübingen

Internet: www.kloepfer-narr.de
eMail: info@kloepfer-narr.de

CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7496-1006-8 (Print)
ISBN 978-3-7496-6006-3 (ePub)